

Frank Becker, Ralf Schäfer (Hg.)

Die Spiele gehen weiter

Profile und Perspektiven der Sportgeschichte

Frank Becker ist Professor für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität
Duisburg-Essen.

Ralf Schäfer, Dr. phil., arbeitet als Historiker in Berlin.

Campus Verlag
Frankfurt/New York

Inhalt

Einleitung <i>Frank Becker und Ralf Schäfer</i>	9
I. Diskurs- und Symbolgeschichte	
Politische Symbolik bei Massenveranstaltungen des deutschen Sports zwischen den Weltkriegen <i>Nadine Kossol</i>	27
Sport und Diskursgeschichte: Nationalstereotype in der Fußballberichterstattung. Entwicklungslinien von 1954 bis 2010 <i>Rolf Parr</i>	49
II. Körper- und Geschlechtergeschichte	
Sport und Disability History: »Behindertensport« in der Weimarer Republik zwischen »Exklusion« und »Inklusion« <i>Bernd Welschmeyer-Kohbe</i>	79
Sportlerinnen in den Medien: Zwischen »Mannweib« und »Modellkörper« <i>Carola M. Westermayer</i>	101
III. Sportgeschichte als Zeitgeschichte	
Herausforderungen einer Carl-Diem-Biographie <i>Frank Becker</i>	121

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie.
Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.
ISBN 978-3-593-50169-7

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne
Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Copyright © 2014 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main
Umschlaggestaltung: Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main
Umschlagmotiv: Fußballmannschaft in Essen, um 1950 © Ernst Lerche/Forearchiv Ruhr Museum
Druck und Bindung: CPI buchbücher.de, Birkach
Printed in Germany

Dieses Buch ist auch als E-Book erschienen.
www.campus.de

Verdrängen und erinnern – Probleme im Umgang mit der NS-Vergangenheit des deutschen Sports am Beispiel von Carl Diem	
<i>Ralf Schärer</i>	143
Pferdesport und Politik im Nachkriegsdeutschland im Zeichen von Kontinuitäten und Diskontinuitäten	
<i>Nela Myra Fahrnerbauer</i>	171

IV. NS- und Holocaustforschung

»Schonungsloses Höchsttempo« – Die motorsportlichen Aktivitäten der SS	
<i>Berno Bahro</i>	197
Zwischen »Entertainment« und »Punishment«	
Die Darstellungen von Sport in nationalsozialistischen Lagern	
<i>Veronika Spitzmann</i>	227
Juden im Sport – ein Teil der deutschen Gesellschaftsgeschichte	
<i>Lorenz Pfeiffer und Henry Wabig</i>	249

V. Leistungsbegriff und Leistungsmanipulation

Das Leistungsprinzip in der Wettbewerbsgesellschaft, 1960–1980	
<i>Heiko Stoff</i>	277
Das Dopingssystem der DDR:	
Zwischen biotechnischen Utopien, Politik und Spitzensport	
<i>Klaus Latzel</i>	307

VI. Raum- und Mediengeschichte

Von Zuschauern und Gästen:	
Sportkonsument und Sportraum in der Weimarer Republik	
<i>Noran Dinkel</i>	333

»The IOC has managed without TV for sixty years and believe me, we are going to manage for another sixty!«	
Das Wechselverhältnis von Sport und Medien im 20. Jahrhundert	
<i>Eva Maria Gajek</i>	355
Autotinnen und Autoren	381

gassen oder in Hauptwege münden sollten, war damals kaum vorhersehbar.

Die Beweggründe und die interne Sportpraxis dieser Gruppen sind – zumeist über Notizen von (nicht behinderten) Organisatoren und im Falle des RBK von den internen Vorständen – recht gut dokumentiert; weniger gut überliefert dagegen sind Selbsterzeugnisse der Sportler und vor allem ihre Schnittstellen zum »regulären« Sport. Vorläufig muss offen bleiben, wie die Sportgruppen der Menschen mit Behinderungen es überhaupt erreicht haben, sich als (vermutlich) komplette Außenseiter innerhalb der Turn- und Sportverbände in Weimar zu organisieren, wie und warum sie dort Aufnahme fanden, welchen Reaktionen sie ausgesetzt waren und wie dieser »inklusive« Sport praktisch überhaupt funktionierte.

Eine weitere Besonderheit liegt im Quellennaterial und damit auch im Forschungsstand. Das hier verwendete Quellenmaterial stammt beinahe ausschließlich – bis auf den Sport bei Kriegerversehren – aus Materialien zur Geschichte der Menschen mit Behinderungen. Stellt man in Rechnung, dass bislang noch niemand systematisch das Thema unter Einbeziehung sporthistorischer Quellen analysiert hat, so ist der Befund, dass sich bei entsprechenden Probebohrungen nichts gefunden hat, dennoch überraschend zu nennen. Sollten sich die in Sport- und Turnverbänden organisierten Sportvereine von Menschen mit Behinderungen trotz ihres vermutlichen Sensationswertes für die Presse in den zeitgenössischen Quellen des Sports tatsächlich nicht niedergeschlagen haben? Das wäre in der Tat verwunderlich. Oder war diese Nüchternhaltung im Gegenteil ein Ausdruck völliger Integration und einer Notiz gar nicht wert?

Wenn auch eine Betrachtungsweise des Themas unter den expliziten Vorgaben der Disability History momentan (noch nicht) möglich scheint, so haben die Probebohrungen doch ergeben, dass das bislang in der Sportgeschichte wenig beachtete Thema forschungserlevant und ausbaufähig ist, weist es doch – gerade aus der Sicht des aktuellen Inklusionsbegriffs im Sport – auf erstaunliche und so nicht erwartete »Inklusionsaspekte« der Sport- und Turnlandschaft in der Weimarer Republik hin. Die Verbands- und Vereinspolitik, ihre Sportpraxis und ihre soziale Haltung könnten bei einer systematischen Erforschung des Themas um völlig neue Sichtweisen ergänzt werden.

Sportlerinnen in den Medien: Zwischen »Mannweib« und »Modellkörper«

Carola M. Wasthmann

Einleitung

In wenigen Gesellschaftsbereichen ist Geschlechtertrennung so akzeptiert wie im Sport. Das gilt nicht nur für den Profisport, auch im Hobby- und Amateurbereich ist die Trennung der Geschlechter selbstverständlich. Es erscheint als »natürlich«, dass Männer und Frauen getrennt um die Wette laufen, Gewichte stemmen, Ringen, Rad fahren oder Boxen. Ausnahmen wie das »Mixed Double« im Tennis bestätigen nur die Regel. Doch ist »Geschlecht« nicht die einzige Kategorie, nach der Unterschiede im Sport gemacht werden: Je nach Sportart wird nach Alter oder Gewichtsklassen separiert, bei den Paralympics kommen weitere Differenzierungen hinzu, die »faire« Wettkämpfe gewährleisten sollen.

Lange Zeit waren Frauen von vielen Sportarten ausgeschlossen. Wollten sie sich dennoch sportlich betätigen, galten für sie andere Maßstäbe als bei den Männern: Turnreinen sollten zu Beginn des 20. Jahrhunderts vor allem sitzsaft sein. Das bedeutete für sie, dass der Kopf oben, die Beine unten und geschlossen zu sein hatten. Auch die Kleidung war wenig zweckdienlich: Röcke waren ein Muss, auch wenn die sportliche Leistung unter dieser Kleiderordnung litt.¹ Da der Sinn des Sports für Frauen zunächst weniger im sportlichen Wettkampf als in der Gesundheitsförderung lag, wurden diese Umstände wenig hinterfragt.

Mit der Zeit aber eroberten Frauen nahezu alle männlich dominierten Bereiche des Sports, ein Beweis für sein emanzipatorisches Potenzial. Auf das Gegenteil verweist jedoch die explizite oder implizite Exklusion von bestimmten Sportarten. Dass diese geschlechtsbezogene Differenzierung nicht natürlich sind, sondern historisch gewachsen, wird in diesem Beitrag

¹ Deutscher Olympischer Sportbund (Hg.), 100 Jahre Frauensport. Das Alte betrachten, um das Aktuelle zu befrachten – ein Rückblick auf 100 bewegte und bewegende Jahre Frauensport, Frankfurt/Main 2011.

gezeigt, dazu die Folgen dieser Differenzierungen für Sportlerinnen und Sportler. Denn obwohl es heute kaum noch Sportarten gibt, deren Ausübung einem Geschlecht allein vorbehalten ist, sind immer noch viele (Wettkampf-)Sportarten männlich oder weiblich konnotiert. Das hat Konsequenzen für Sportlerinnen und Sportler, die gegengeschlechtlich konnotierte Sportarten ausüben: Sie müssen sich für die Ausübung dieser Sportart legitimieren. Diese Herausforderung veränderte sich im Zuge der Ausweitung der medialen Darstellung von Sportereignissen. In diesem Beitrag wird gezeigt, wie Frauen in bestimmten männlich konnotierten Sportarten den Problemen der Vereinbarkeit ihrer Rollen als Frauen und Sportlerinnen begegneten. In einem weiteren Schritt wird analysiert, wie sie sich selbst in den Medien darstellen, um positive Aufmerksamkeitsreaktionen zu erlangen. Daneben werden Beispiele vorgestellt, in denen Sportlerinnen als »vermännlicht« diffamiert wurden, weil sie gängigen Weiblichkeitsvorstellungen nicht genügten. Um dieser medialer Diskriminierung zu entgehen, entwickelten Sportlerinnen spezielle Strategien, um der Geschlechter- und Darstellungslogik der Medien zu genügen.

Frauensport. Männersport.

Die Sportphilosophin Eleanor Metheny stellte 1965 zusammen, welche Sportarten damals als für Frauen akzeptabel oder nicht akzeptabel galten. Dabei berücksichtigte sie, dass nicht nur nach Geschlecht unterschieden wurde, sondern auch nach Gesellschaftsschicht. Diese Faktoren entscheiden, welche Sportarten für eine Auswahl untersuchter College-Studentinnen »unacceptable«, »may be acceptable« oder »generally acceptable« war.² Metheny begründete, warum eine Sportart für Frauen als geeignet oder weniger geeignet angesehen wurde. Als wesentliches Differenzierungskriterium stellte sich die Art der Auseinandersetzung mit dem menschlichen oder nicht-menschlichen »Gegner« heraus: Es war für Frauen nicht angebracht, die Gegenwehr einer Kontrahentin mit direkter körperlicher Kraft zu bezwingen, auch war es nicht »appropriat«, schwere Gegenstände mit körperlicher Kraft zu überwinden oder zu bewegen.³ Nach diesen Vorgaben waren Frauen in den sechziger Jahren noch von allen olympischen

Disziplinen ausgeschlossen, bei denen ein Gegner mit dem direkten Einsatz körperlicher Kraft bezwungen werden musste.

Angelika Tschap-Bock konstatierte noch für die achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts, dass Frauensport weniger als Wettbewerb, sondern als gesundheitsfördernde Betätigung gesehen wurde. Die von Frauen bevorzugten Sportarten waren daher solche, die eine »sportmotorische Minimalqualifikation« erforderten, keine direkten Gegner involvierten und nur wenig messbare objektive Leistungswerte beinhalteten, wie Gymnastik, Wandern oder Schwimmen.⁴ Dass es den meisten Mädchen weniger auf sportliche Leistungen ankam, sondern mehr auf ihre Außenwirkung, zeigte Tschap-Bock anhand von Befragungen aus den sechziger Jahren, nach denen Mädchen fürchteten, sie sähen beim Sport verschwitzt und unordentlich aus und wirkten so als unweiblich. Sie wollten daher auch nach sportlichen Anstrengungen nicht von männlichen Kameraden gesehen werden.⁵

Der Anschluss von bestimmten Sportarten wurde lange Zeit biologisch begründet. In den Sportwissenschaften selbst erfreuten sich Theorien einer Andersartigkeit der Geschlechter großer Beliebtheit, wie die Sportwissenschaftlerin Sabine Kröner 1972 feststellte. Begründet wurde dies etwa mit dem aktiven beziehungsweise passiven Verhalten von Ei- und Samenzelle beim Befruchtungsvorgang, das als konstitutiv für das psychische Verhalten der Geschlechter ausgelegt wurde.⁶ Heute gilt als *Common Sense* sportssoziologischer Forschung, dass gerade der Sport die gesellschaftlich geprägten Stereotype eher verstärkt als dass er zu deren Aufhebung beiträgt, weil Sport als körperbezogenes Sozialsystem die Unterschiede bei den Geschlechtern in besonderer Weise visualisiert.⁷

Sport diene in der Vergangenheit als Ort der Emanzipation, wenn geschlechtsspezifische Unterschiede überwunden wurden, aber auch als Ort der Exklusion, wenn diese hervorgehoben wurden. Doch wurden nicht nur Frauen von bestimmten Sportarten ausgeschlossen. Es gibt auch Beispiele

⁴ Angelika Tschap-Bock, *Frauensport und Gesellschaft. Der Frauensport in seinen historischen und gegenwärtigen Formen. Eine historische und empirische Untersuchung*, Hamburg 1983, S. 136.

⁵ Ebd., S. 304f.

⁶ Sabine Kröner, *Zur Problematik der Geschlechterrollen im Sport*, in: Herbert Haag (Hg.), *Dialektik und curriculare Aspekte des Sports. Festschrift zum 70. Geburtstag von Prof. Dr. Ludwig Maier*, Schorndorf 1972, S. 141–147, S. 143.

⁷ Christa Kleindienst-Cachay/Anette Kränzendorf, »Männlicher« Sport – weibliche Identität? Hochleistungsportlerinnen in männlich dominierten Sportarten, in: Ute Hartmann-Tews (Hg.), *Soziale Konstruktion von Geschlecht im Sport*, Opladen 2003, S. 109–150, S. 116.

² Eleanor Metheny, *Connotations of Moments in Sport and Dance*, Dubuque, Iowa 1965.

³ Ebd., S. 51.

dafür, dass Männer aus ehemals geschlechtsneutralen Sportarten gedrängt wurden. Die geschlechtsspezifische Konnotation bestimmter Sportarten war nicht notwendigerweise mit seiner Art der Ausübung begründet, wie das von Mary Louise Adams beleuchtete Beispiel des Eiskunstlaufes zeigt.⁸ War diese Sportart im 19. Jahrhundert noch ein exklusives Vergnügen aristokratischer Gentlemen, änderte sich dies im Verlauf des 20. Jahrhunderts. Um die Jahrhundertwende war die Zahl der Männer und Frauen, die den Sport ausübten, ausgeglichen, man maß sich sogar in gemeinsamen Wettkämpfen. Erst ab den dreißiger Jahren änderte sich das Image dieses Sports grundlegend. Über Jahre dominierte die norwegische Athletin Sonia Henie diese Sportart auf internationalen Parkett, bevor sie im Anschluss an ihre sportliche Karriere zum Hollywoodstar wurde. Zusammen mit Henie eroberte eine neue Gruppe von Eiskunstläuferinnen die Sportart und prägte sie technisch und stilistisch. Die große Popularität Henies, ihre erfolgreiche Hollywoodkarriere und eine neue Generation von Sportlerinnen führten dazu, dass die Frauen-Wettkämpfe die der Männer überstrahlten und zur Hauptattraktion der Sportart wurden. So begann die Feminisierung der Sportart, die für die männlichen Eiskunstläufer zur Folge hatte, dass sie Gefahr liefen, als »verweiblicht« angesehen zu werden, was nicht zuletzt auch den Vorwurf der Homosexualität beinhaltet.

Das Beispiel des Eiskunstlaufes verdeutlicht, dass die geschlechtergebundene Konnotation einer Sportart wandelbar ist. Auch zeigt es, dass Medien eine wichtige Rolle in der Vermittlung von Geschlechterrollen im Sport spielen. Ohne Hollywood wäre Henies immense Popularität ebenso wenig denkbar gewesen wie die rasche Feminisierung dieses Sports. Daher werden im Folgenden nicht nur die sportlichen Akteure, sondern auch die Medienberichterstattung beleuchtet.

Fußballerinnen zwischen Stollen- und Ströckelschuh

Fußball ist eine der populärsten Sportarten in Deutschland, der Deutsche Fußball Bund (DFB) seit Jahrzehnten eine der Mitgliederstärksten Organisationen der Republik. Dabei war der Fußball lange Zeit Männern exklusiv vorbehalten. Der DFB verbot Frauen die Ausübung der Sportart bis 1970

⁸ Mary Louise Adams, From Mixed-Sex Sport to Sport for Girls: The Feminization of Figure Skating, in: *Sport in History* 30 (2) 2010, S. 218–241.

sogar offiziell. Auch danach war es für Frauen nicht einfach, in diese »Arena der Männlichkeit« vorzudringen.⁹ Matthias Marschik weist darauf hin, dass nicht der Charakter des Spiels an sich Frauen vom Fußballsport ausschloss: Er belegt dies mit Illustrationen aus der Sportpresse um 1900, die Männer und Frauen beim gemeinsamen Fußballspiel zeigen. Als der Sport in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg jedoch alle sozialen Schichten erreichte, änderte sich dies. Der Sport wurde nun erfolgsorientierter und härter. Es wurden nicht nur die Frauen ausgeschlossen, sondern auch die Wertigkeit des Fußballs »maskulinisiert«. Marschik beschreibt den Fußball als »Rückzugsgebiet« und »Reservat scheinbar ungebrämter Maskulinität«, in dem gesellschaftliche Veränderungen zumindest kurzfristig keine Wirkung zeigten.¹⁰ Dass Frauen- und Männerfußball auch nach Aufhebung des offiziellen Verbots 1970 verschiedene Disziplinen bleiben sollten, versuchte man mit der Einführung unterschiedlicher Regularien zu erreichen: Um Frauen im »harten Männerport« zu schützen, wurden ihre Spielzeiten verkürzt und die Spielsaison beschränkt. Frauen sollten Jugendfußbälle benutzen und keine Stollenschuhe tragen. Technische Elemente wie das Kopfballspiel und das Rempeln sollten verboten werden. Allerdings hatte man sich in der Praxis über diese Maßnahmen schon längst hinweggesetzt.¹¹

Fußball als »Arena der Männlichkeit« stellte für Frauen daher eine besondere Herausforderung dar. Wollten sie teilhaben, mussten sich behaupten. Zugleich liefen sie jedoch Gefahr als »vermännlicht« zu gelten. Die Ausübung der Sportart und ihre weibliche Identität zogen eine Vererbbarkeitsproblematik nach sich, der die Sportlerinnen mit verschiedenen Strategien begegneten.

In der Folge werden drei Studien über das Selbstverständnis von Fußballerinnen herangezogen. Die älteste Studie von Alexander Thomas aus dem Jahr 1979 beschäftigt sich mit der »Sozialpsychologie des Damenfußballs«.¹² Die Studie von Angelika Tschap-Bock aus dem Jahr 1983 betrachtet Frauensport in einem gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang und

⁹ Eva Krastky/Georg Spitaler (Hg.), *Arena der Männlichkeit. Über das Verhältnis von Fußball und Geschlecht*, Frankfurt/Main 2006.

¹⁰ Matthias Marschik, *Massen, Mentalitäten, Männlichkeit. Fußballerinnen in Wien*, Weitra 2005, S. 51.

¹¹ Tschap-Bock, *Frauensport*, S. 139.

¹² Alexander Thomas, *Zur Sozialpsychologie des Damenfußballs*, in: Dietl Albrecht (Hg.), *Fußballsport. Ergebnisse sportwissenschaftlicher Forschung*, Berlin 1979, S. 218–236.

untersucht mehrere Gruppen von Sportlerinnen.¹³ Gertrud Pfister analysierte 1999 »Sport im Lebenszusammenhang von Frauen«.¹⁴ Bei ihr wurden nicht nur Fußballerinnen befragt, sondern – wie bei Tschap-Bock – auch Gymnastinnen als Sportlerinnen eines als feminin angesehenen Sportes und Frauen, die Tennis spielten, als Vertreterinnen eines »neutralen« – weder weiblich noch männlich konnotierten – Sports.

Besonders interessant sind die Ergebnisse von Alexander Thomas aus der Zeit, als »Damentfußball« sich noch nicht etabliert hatte, es noch keine Nationalmannschaft der Frauen gab und kein geregelter Ligabetrieb stattfand. In dieser Studie wurden 134 Fußballerinnen und 85 Zuschauer eines Frauenfußballturniers nach typischen Eigenschaften von Fußballerinnen befragt. In der Selbstbeschreibung sehen sich die Fußballerinnen als entschlossen, selbststärker, hart und aktiv an, Charakteristika, die eher männlich konnotiert sind. Trotzdem ordnen sich die Fußballerinnen auf einer Skala unterschieden weiblich und keineswegs männlich ein. Offenbar empfanden sie hier keinen Widerspruch. Auffallend ist auch, dass die Zuschauer tendenziell den Selbstzuschreibungen der Fußballerinnen folgten: Die Zuschauer beurteilten die Fußballerinnen als genauso weiblich wie diese sich selbst. Aufschlussreich ist vor allem, dass die Spielerinnen auch ein vermutetes Fremdstereotyp angaben: Sie vermuteten, dass ihnen die Eigenschaften »aggressiv« und »männlich« zugeschrieben würden.¹⁵ Die Gründe für die vermutete Fremdeinschätzung wären besonders interessant gewesen. Offenbar gingen die Fußballerinnen wie selbstverständlich davon aus, dass sie von Außenstehenden als wenig feminin angesehen wurden.

Ein 1978 erschienener Sammelband zeigte die Ergebnisse von Befragungen von Männern und Frauen über 16 Jahren zum Thema Sport in Deutschland.¹⁶ Eine Befragung von 1965 verdeutlichte den eklatanten Unterschied der Geschlechter hinsichtlich der Partizipation am Fußballspiel. Während in vielen »Volksportarten« wie Wandern, Laufen, aber auch im Tennis der Anteil der praktizierenden Männer höher war als bei den Frauen, gab es zumindest stets einen Anteil von Frauen, die diese Sportarten ebenfalls ausübten. Anders beim Fußball: Hier gaben zwar sechzehn Prozent der Männer an, in den letzten zwölf Monaten Fußball

gespielt zu haben, aber keine einzige Frau. Ähnliche Ergebnisse wurden bei einer Befragung 1976 erzielt. Hier gaben nur 17 Prozent der Männer an, noch nie Fußball gespielt zu haben, während 86 Prozent der Frauen das Gleiche von sich sagten. Fußball blieb also auch nach der Aufhebung des offiziellen Verbots seitens des DFB eine »Männersportart«.

1978 untersuchte Tschap-Bock die Situation von Fußballerinnen genauer. Sie zitierte eine Allensbacher Umfrage, in der 45 Prozent der Befragten Frauenfußball anerkannten, 25 Prozent strikt dagegen und 30 Prozent unentschieden waren. Interessanterweise war die Ablehnung bei den Frauen höher als bei den Männern.¹⁷ In der von Tschap-Bock durchgeführten Befragung von Sportlerinnen zeigte sich, dass die Fußballerinnen sich selbst ähnliche Charakteristika zuschrieben wie Gymnastinnen, obwohl ihnen das Vorurteil der eher männlichen Fußballerin bewusst war. Sie fanden sich daher in einem Rollenkonflikt wieder, der weder bei den befragten Gymnastinnen noch Tennisplayerinnen in gleicher Weise ausgeprägt war.¹⁸ Ob Frauen eine eher männlich konnotierte Sportart ausübten, hing laut Tschap-Bock maßgeblich davon ab, inwieweit sie kulturell relevante Geschlechterrollen internalisiert hatten.¹⁹

Gertrud Pfister machte in ihrer Untersuchung die beginnende Adoleszenz als Zeitpunkt für die Anpassung an gängige Weiblichkeitsvorstellungen aus. Die bewusste Inszenierung als Frauen, das *doing gender* oder *Gendern* mit Hilfe von Kleidung, Frisur, Make-up etc. als *gender marker* wird auch in anderen Untersuchungen erwähnt. So berichtete die ehemalige deutsche Nationalspielerin Steffi Jones, dass auch sie in der Pubertät auf *gender marker* gesetzt habe.²⁰ Übrigens Fußballspielerinnen den Sport bereits seit früher Jugend aus, fühlen sie sich zu Beginn der Pubertät oft gezwungen, in zwei Welten zu leben. Sie hatten bis dahin oft in Jungenmannschaften gespielt und sich bemüht, dort nicht weiter aufzufallen. Außerhalb des Sportplatzes, besonders in der Schule, sahen sie sich jedoch gezwun-

¹⁷ Tschap-Bock, *Frauen Sport*, S. 140.

¹⁸ Ebd., S. 222–225.

¹⁹ Ebd., S. 136.

²⁰ Vgl. Angelika Tillmann, *Frauen und Ballgefühle? Wie sich Frauen in einer Männerdomäne bewegen*, in: Michael Rauteberg/Angela Tillmann/Lothar Böhmisch (Hg.),

Doppelböse. Eine sozialwissenschaftliche Fußballexik, Weinheim 2008, S. 91–110, S. 105;

Gabriele Sobiech, *Spielen Frauen ein anderes Spiel? Zur Dynamik von Körper, Geschlecht und Raum durch gegenkulturelles Handeln von Fußballspielerinnen*, in: Melike

Penkavitt (Hg.), *Geschlechter – Bewegungen – Sport*, Freiburg 2009, S. 79–99, S. 92.

¹³ Tschap-Bock, *Frauen Sport*.

¹⁴ Gertrud Pfister, *Sport im Lebenszusammenhang von Frauen*, Schorndorf 1999.

¹⁵ Thomas, *Sozialpsychologie*, S. 228.

¹⁶ Georg Anders et al. (Hg.), *Frauen und Sport. Ergebnisse einer repräsentativen Bevölkerungsumfrage. Entwicklung der Verhältnisse seit 1965*, Schorndorf 1978.

gen, den gängigen Weiblichkeitsnormen Rechnung zu tragen.²¹ Eine Spielerin beschrieb den veränderten Umgang mit ihr ab dem Alter von zwölf Jahren: Hatte sie bis dahin sogar mit den Jungen zusammen geschlafen, musste sie nun allein in eine eigene Kabine. Für erwachsene Sportlerinnen wies Pfister die gleiche Vereinbarkeitsproblematik nach. So erklärte eine Fußballerin, wie sie sich in ihrem Benutsumfeld, im Büro, eher »weiblich« verhält und kleidet, beim Fußballspielen aber eher »männlich«. Auch Wechselwirkungen zwischen Spielerinnen und Fußballspiel ließen sich laut Pfister ausmachen. Eine Spielerin erklärte, sie sei »männlicher« geworden: Fußball habe sie durchsetzungsfähiger gemacht; sie habe sich »gewisse Charakterzüge von Männern« angeeignet.²² Welche genau das waren, wurde leider nicht weiter erklärt.

Zusätzlich zum belastenden Konflikt zwischen Stereotyp und Selbstwahrnehmung vermissten viele Spielerinnen die angemessene Anerkennung für ihr Tun, sowohl im sportlichen Umfeld wie in der Gesellschaft insgesamt. Eine Befragte sprach vom Status »ungebetener Gäste«, andere Spielerinnen litten unter dem häufigen Vergleich mit Männern und vor allem unter fehlender Anerkennung ihrer sportlichen Leistung.²³

In allen diesen Studien, die Fußballerinnen und Sportlerinnen aus vermeintlich weiblicheren Sportarten befragten, zeigte sich, dass sie sich in ihrer Selbstwahrnehmung kaum unterschieden. Eine deutliche Diskrepanz aber fand sich in der vermuteten Fremdzuschreibung: Fußballerinnen gingen davon aus, dass sie von anderen als eher unweiblich angesehen wurden. Das zeigt, dass sie sich über die Vereinbarkeitsproblematik von Fußballerin und Frau bewusst waren. Es lassen sich daher Strategien aufspüren, wie sie diese Problematik zu überwinden suchten. Bereits in den siebziger Jahren entdeckte Tschap-Bock, dass Fußballspielerinnen mit besonderen Strategien arbeiteten, um »(psychische) Spannungen abzubauen oder überhaupt die gewählte Sportart betreiben zu können«. Mit Bezug auf eine kanadische Studie wird unter anderem die »Just-a-Hobby-Strategie« genannt, nach der die sportliche Aktivität als unwichtige Beschäftigung definiert wird, die scheinbar nicht mit der wichtigeren weiblichen Rolle in Konflikt gerate. Die »Peter-Pan-Strategie« sollte andere davon überzeugen, dass die Sportart im näher, wenn auch unbestimmter Zeit, aufgegeben werde, man aber jetzt noch jung genug sei, um sie auszuüben. Zudem habe

es die »Daddy's-Girl-Strategie« gegeben, bei der der Vater für die Beteiligung am Sport verantwortlich gemacht wurde.²⁴

In anderen Studien wurde die Strategie der »geschlechtslosen Sportlerin« ausgemacht. Sie passe sich den Regeln und Erwartungen des Männer-sports Fußball an, indem sie versuche, nicht explizit weiblich aufzutreten. In ihren Untersuchungen haben Birgit Palzkill sowie später Christa Kleindienst-Cachay und Annette Kunzendorf gezeigt, dass eine solche Verleugnung des eigenen Geschlechts für die Leistungssportlerinnen mit einer tiefgreifenden Identitätsproblematik einhergehen kann.²⁵ Dies kann nicht zuletzt auch die sportliche Leistungsfähigkeit beeinträchtigen. Andere Athletinnen verfolgten eine gegenläufige Praxis: Sie betonten ihr Geschlecht mit dem Einsatz von Make-up, figurbetonter Kleidung und weiblichen Frisuren bewusst; sie wollten »sexy rüberkommen«. Die Strategie bewusster Vergeschlechtlichung verfolgten die Frauen besonders außerhalb des Sports.²⁶ Die Strategie des bewussten *Gendering* erwies sich als besonders erfolgreich, um mediale Aufmerksamkeit zu erregen.

Sport und Medien

Medien formen die Perzeption sportlicher Ereignisse. Abgesehen von den Zuschauern, die tatsächlich vor Ort waren, nimmt ein Großteil der Öffentlichkeit sportliche Ereignisse nur über die Massenmedien wahr. Ungaachtet davon, was tatsächlich passiert, ist es die »Interpretation der Medien«, die vom Publikum wahrgenommen wird.²⁷ Forschungen über die Sportberichterstattung haben gezeigt, dass sie Überzeugungen von männ-

24 M. L. Dietz/M. Breen, *Strategies used by women athletes to cope with role strain*, in: C. Bard u.a. (Hrsg.), *Moovment. Acts du 7^e Symposium Canadien en Apprentissage psycho-moteur et Psychologie du Sport*, Quebec 1975, S. 389–393, zitiert in: Tschap-Bock *Frauentypen*, S. 225.

25 Vgl. Kleindienst-Cachay/Kunzendorf, *Männlicher Sport – weibliche Identität*, S. 109–151, S. 145–147; Birgit Palzkill, *Zwischen Turnschuh und Strüßelband. Die Entwicklung lesbischer Identität im Sport*, Bielefeld 1990, S. 105.

26 Kleindienst-Cachay/Kunzendorf, *Sport*, S. 144.

27 M. Phillips, *An illusion image: A report on the media coverage and portrayal of women's sport in Australia 1996*, Canberra 1997.

21 Vgl. Sobiech, *Frauen*, S. 93.

22 Vgl. Pfister, *Sport*, S. 150–152.

23 Ebd., S. 153.

licher Überlegenheit symbolisch bestärkt und die aktuelle Geschlechterordnung als »natürlich« darstellt.²⁸

Bisherige deutsche Forschungen zur Darstellung von Sportlerinnen und Sportlern in den Medien haben sich auf die Tagespresse konzentriert.²⁹ Zentrale Befunde für die achtziger Jahre waren dabei, dass Frauensport nur sechs Prozent der gesamten Berichterstattung ausmachte und damit medial unterrepräsentiert war. Zudem wurde anders berichtet: Deutlich häufiger als bei Männern wurde das Äußere der Sportlerinnen beschrieben und ihre nicht-sportlichen Rollen erwähnt, Ehefrau, Hausfrau oder Tochter. Zudem wurden sie trivialisiert, indem sie häufiger mit ihrem Vornamen, mit Vorniedlichungen (»Sportmädels«), oder Bezeichnungen aus der Tierwelt beschrieben (»Turnkükens«) wurden. Auch wurden ihre Leistungen leichtlin psychologisiert: In den Berichten fanden sich häufig Bezüge auf Gefühle, Leidenschaft oder Sprunghaftigkeit im Charakter.³⁰

Besonders in der visuellen Mediadarstellung wurden große Unterschiede festgestellt. Zwar hatten Frauen hier einen höheren Anteil als an der rein textlichen Berichterstattung,³¹ doch zeigten sich auch hier Diskrepanzen. Ilse Hartmann-Tews und Bettina Rulofs stellten in ihren Arbeiten zum Komplex Sport-Geschlecht-Medien dar, dass Frauen eher passiv präsentiert wurden, Männer aber aktiv.³² »Sportler handeln und Sportlerinnen treten ab und zu auf«, so ihre These.³³ Sie belegten das mit dem Bildmaterial von Printmedien. Hier wurden Frauen eher passiv dargestellt oder posterten extra für das Bild. Männer dagegen erschienen bei der aktiven Ausübung ihres Sports oder in kraftvollen Jubelposen.

28 Toni Bruce/Jond Hovden/Pirko Matkula, *Sportswomen at the Olympics: A global content analysis of newspaper coverage*, Rotterdam/Boston 2010, S. 2.

29 Vgl. Made-Luise Klein, *Frauensport in der Tagespresse. Eine Untersuchung zur sprachlichen und bildlichen Präsentation von Frauen in der Sportberichterstattung*, Bochum 1989; Dies./Gertud Pfister, *Galantmädel, Sammelbein und Turnkükens. Die Frau in der Sportberichterstattung der Bild-Zeitung*, Berlin 1985.

30 Ebd.

31 Bruce et al., *Sportswomen*, S. 6.

32 Vgl. Bettina Rulofs/Ilse Hartmann-Tews, *Zur sozialen Konstruktion von Geschlecht in der medialen Vermittlung von Sport*, S. 230–242, S. 233; vgl. dies., Die Bedeutung von Geschlechterkonstruktionen in der Sportberichterstattung, in: Jürgen Schwier (Hg.), *Medien-sport. Ein einführendes Handbuch*, Baltmannsweiler 2002, S. 125–150 sowie dies., Sport in den Medien – ein Feld semiotischer Markierungen von Geschlecht, in: dies., *Soziale Konstruktion von Geschlecht im Sport*, S. 29–68.

33 Rulofs/Hartmann-Tews, *Konstruktion*, S. 118.

Mediale Aufmerksamkeit ist für Sportlerinnen und Sportler im Profibereich aber relevant. Für Sponsoren lohnt sich ihr Einsatz erst, wenn Athletinnen und Athleten auch medial präsent sind. Der effektivste Weg zu medialer Aufmerksamkeit ist der Erfolg, aber es ist nicht der einzige Weg. Zahlreiche Beispiele zeigten, dass Sportlerinnen nicht unbedingt zu den Besten ihrer Disziplin gehören mussten, um in den Medien präsent zu sein. Da Frauensport nur einen geringen Raum in der Berichterstattung einnahm, gab es insgesamt weniger bekannte Sportlerinnen als Sportler. Wie mehrere Studien zeigten, mussten Frauen Leistungsfähigkeit und Schönheit kombinieren, um dennoch die gewünschte Aufmerksamkeit zu erreichen – wobei Schönheit im Zweifelsfall den Ausschlag gab.³⁴ In der Berichterstattung dominierten Athletinnen, die sich stereotyp weiblich inszenierten.³⁵ Besonderes Interesse zogen die ästhetisch-geprägten Sportarten auf sich, etwa Turnen und Tennis, eher vernachlässigt wurden Sportlerinnen in klassischen Mannschaftssportarten wie Handball oder Fußball.³⁶ Entsprechend Methenys Klassifikation ist hierbei die Art der Ausübung der Sportart – Körperkontakt mit dem Gegner und kämpferische Auseinandersetzung – unweiblich konnotiert.

Wie diese Befragungen zeigen, begegneten Fußballerinnen der Vereinbarkeitsproblematik von weiblicher Identität und männlich konnotierter Sportart unter anderem mit der Strategie des bewussten *Gendering*. Diese Strategie wurde auch in Bezug auf die Medienrepräsentation angewandt. Um der drohenden »medialen Verdammung« zu entgehen, sahen sie sich gezwungen, ihre Weiblichkeit mit Hilfe von *Gender Markern* zu betonen.³⁷ Wie die betont weibliche Inszenierung von Fußballerinnen medial gelang, wird im Folgenden thematisiert.

34 Vgl. Daniela Schaaf/Jörg-Uwe Niehand, Der widerspenstige Zähmung. Zur Sexualisierung des Frauenfußballs, in: *Das Argument* (29/00) 2011, S. 61–67, S. 64; Gertud Pfister, Das Kournikova-Syndrom. Bilder, Vorbilder und Döing Gender im Spitzensport, in: dies. (Hg.), *Frauen im Hochleistungssport*, Hamburg 2001, S. 27–40.

35 Hartmann-Tews, Ilse/Bettina Rulofs, Die Konstruktion von Geschlecht im Rahmen der visuellen Sportkommunikation, in: Thomas Schiel (Hg.), *Die Visualisierung des Sports in den Medien*, Köln 2004, 111–134.

36 Schaaf/Niehand, *Zähmung*, S. 63.

37 Vgl. Schaaf/Niehand, *Zähmung*, S. 65.

Der schöne Fußball

Die folgenden Beispiele stammen aus Zeitungsberichten in überregionalen Tages- und Wochenzeitungen (*Die Welt*, *Süddeutsche Zeitung*, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*) sowie dem Nachrichtenmagazin *Der Spiegel*. Ergänzend wurden die Sportmagazine *Fußball-Woche*, *Sport-Bild* und *Kicker* hinzugezogen, um die Analyseperspektive mit Fachmagazinen zu vervollständigen. Anhand von Ereignissen von überregionaler Interesse wurde die Presseberichterstattung für den Frauenfußball in der Bundesrepublik Deutschland betrachtet. Da die vollständige Darstellung der Ergebnisse dieser Untersuchung den Rahmen sprengen würde, sollen nur Charakteristika hervorgehoben und exemplarisch verdeutlicht werden.³⁸

In den siebziger Jahren umgab den Frauenfußball noch ein exotischer Hauch. Das Verbot des DFB und seine geringe Verbreitung sorgten dafür, dass Medienberichte vor allem darüber berichteten, dass Frauen überhaupt Fußball spielten. Das erste Spiel der Fußballnationalmannschaft der Frauen gegen die Schweiz machte die Sportart im November 1982 in allen überregionalen Zeitungen präsent. Im Vorfeld waren mehrere Kandidaten für das Amt des Trainers im Gespräch gewesen, darunter der spätere Nationalcoach der Männer, Berti Vogts. Die damalige Spielführerin Anne Trabant-Harbach lehnte ihn jedoch mit einer bemerkenswerten Begründung ab, die sowohl vom *Spiegel* als auch der *Welt* aufgegriffen wurde: »Als Spieler war Berti ein Kämpfer, und ich bin der Meinung, daß diese Art von Fußball für Frauen ungeeignet ist.«³⁹ Auch ein Jahr später sprach sie gegen eine harte Art des Fußballs für Frauen aus: »Solchen Fußball wollen wir nicht, der schreckt die jungen Mädchen, die zu uns finden, doch eher ab.«⁴⁰ Mit ihren Äußerungen wollte Trabant-Harbach den Frauenfußball schon früh vom Männerfußball abgrenzen, der dem erhofften weiblichen Nachwuchs als hartes und abschreckendes Beispiel vorgestellt wurde. Dass Frauenfußball nicht nur durch Abgrenzung, sondern auch durch ein bestimmtes

38 Vgl. Carola M. Westermeyer, Vom »widerlichen Fressen für Voyeure« zum »Minderheitenprogramm« Der bundesdeutsche Frauenfußball in Presse- und Selbstdarstellung, in: Markwart Herzog (Hrsg.), *Frauenfußball in Deutschland. Anfänge – Vorläufer – Wertschätze* – Darmstadt, Stuttgart 2013, S. 223–236.

39 Madamie Hammer in: *Der Spiegel* vom 8.11.1982; ebenso in: Martina Hägele, Start Häme und Ironie gab es viel Lob – aber Jupp Derwall sorgte für amüsanten Versprecher, in: *Die Welt* vom 12. November 1982.

40 Didi Beck, Die Vereine verbauen jede Aussicht auf Besserung, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 10. Oktober 1983.

Aufreten mediale Aufmerksamkeit erlangen sollte, unterstreicht ein vom *Spiegel* zitierter Kommentar des Bundestrainers Gero Bisanz: Auf die Frage einer Spielerin, ob er bei der Wahl zwischen zwei Mittelstürmerinnen die Hübschere oder die Bessere aufstellen würde, legte er sich auf »die Hübschere« fest. Inwiefern diese Aussage tatsächlich zutrif, mag offen bleiben. Offensichtlich bei den zitierten Kommentaren ist jedoch, dass Vertreter und Vertreterinnen des Frauenfußballs sich seiner Außenwirkung bewusst waren und diese lenken wollten. Abseits des Platzes distanzieren sie sich von männlich konnotierten Werten wie Kampf und Leistung zugunsten eines weiblicheren Images ihrer Sportart.

1989 gelang dem Frauenfußball mit der Europameisterschaft in Deutschland der mediale Durchbruch. Wurde zuvor noch distanziert über diese Sportart berichtet, änderte sich dies im Zuge des Turniers. Bereits im Vorfeld beschäftigten sich einige Beiträge intensiv mit der Mannschaft um Spielführerin Silvia Neid. Der *Kicker* berichtete über Nationalspielerin Petra Landers und zeigte dabei die Besonderheiten des Frauenfußballs. Da die Spielerinnen nicht von der Ausübung ihrer Sportart leben konnten, stellten sich für sie vielfältige Probleme hinsichtlich der Vereinbarkeit von Sport und Beruf.⁴¹ Der *Spiegel* berichtete vor dem Turnier über ein »Umdenken«, speziell innerhalb des DFB. Sein Präsident hatte zwar lange propagiert, dass Frauen lieber Tennis spielen sollten, erhoffte sich im Zuge des Turniers aber einen »Aufschwung für den Damenfußball.«⁴² Dass man sich nicht nur sportlichen Erfolg wünschte, thematisierte ein Artikel der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*. Neben den Gegnern sollten – allerdings nicht näher benannte – »Vorurteile« besiegt werden und die Fußballerinnen sollen »Sympathien gewinnen.«⁴³ Deutlich wird, dass von den Medien die Erwartung eines spezifisch weiblichen Verhaltens, mit sympathischem Auftreten zu punkten, an die Spielerinnen herangetragen wurde. Die gegenderte Darstellung geschah in Wechselwirkung zwischen Sportlerinnen und Presse.

41 Vgl. Bernd Jankowski, Drei verlorenen Jahre, in: *Kicker* vom 8. Mai 1989.

42 Hübsch flüxten, in: *Der Spiegel* vom 26. Juni 1989.

43 Angelika Müller, Mit den Gegnern auch Vorurteile besiegen, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 28. Juni 1989; dies., Mit Gegenwehr weitere Sympathien gewinnen – Frauen-Fußball in Norwegen ist erstklassig, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 1. Juli 1989.

Nachdem das deutsche Team im Finale gegen die favorisierten Norwegerinnen den Titel errungen hatte, lobte DFB-Präsident Hermann Neuberer das Spiel der Mannschaft:

»Unsere Vorbehalte sind oft falsch verstanden worden. Dieser Fußball mit Herz jedenfalls hat mich beeindruckt, und ich hoffe, daß es mit dem Damenfußball weiter aufwärts geht.«⁴⁴

Diese Bemerkung des DFB-Präsidenten fand Eingang in zahlreiche Berichte: *Fußball mit Herz* etablierte sich als übliche Charakterisierung des Titelgewinns durch die Frauen.⁴⁵ Es zeigte sich, dass die Presse die betont weibliche Darstellung des Frauenfußballs dankend aufnahm.

Bekräftigt wurde diese Darstellungsweise von einigen Bemerkungen der damaligen Spielführerin und späteren Nationaltrainerin Silvia Neid. Ähnlich wie ihre Vorgängerin Anne Trabandt-Harbach forderte Neid Anerkennung für den Frauenfußball.⁴⁶ In anderen Berichten machte sie deutlich, wie sie sich die entsprechende Ästhetik vorstelle: Sie wolle »nicht aussehen will wie ein Mann und rumlaufen wie ein Muskelprotz.«⁴⁷ Diese Äußerung macht die Strategie bewussten *Genders* ersichtlich: Abgrenzung vom Männersport und weibliche Inszenierung. In einer vom *Spiegel* zitierten Bemerkung wurde Neid noch deutlicher, was die weibliche Inszenierung der Sportart anging: Frauenfußball sei ein weniger athletisches, dafür aber ein technisch filigraneres Spiel: »Vielleicht spielen wir den schönsten Fußball.«⁴⁸ Ganz im Sinne der eingangs geschilderten Geschlechterklassifizierung von Sportarten stellte Neid ihre Sportart als filigran und ästhetisch, eben als *schöneren* Fußball dar. Es scheint, Frauenfußball habe wenig mit dem harten Männersport gemein. Die Betonung des Ästhetischen und Technischen lässt Frauenfußball als für Frauen akzeptable Sportart erscheinen. Diese Sichtweise nahm auch der *Spiegel* dankend auf, seine Überschrift zur Nationalmannschaft der Frauen lautete schlicht: »Hübisch filigran.«

44 U. Hohthoff, Ein Sieg für den Frauenfußball, in: *Süddeutsche Zeitung* vom 3. Juli 1989.

45 Sportinformationsdienst, Frauen spielen mit Herz, in: *Die Welt* vom 31. Juni 1989.

46 Oskar Beck, Der helle Wahnsinn..., in: *Sport-BILD* vom 5. Juli 1989

47 Hübisch filigran, in: *Der Spiegel* vom 26. Juni 1989; ebenso in: Beck, *Wahnsinn*.

48 Ebd. Hübisch filigran.

»Vermännlichung« als Gefahr

Dass die Fußballerinnen und Vertreter ihrer Sportart sich bemühen, sie möglichst feminin darzustellen, ist in der angeblichen Gefahr drohender »Vermännlichung« begründet, deren Zuschreibung mediale Diffamierung nach sich zieht, wie Beispiele aus anderen Sportarten verdeutlichen. In der westlichen Sportpresse machte seit den fünfziger Jahren das Stereotyp der »vermännlichen Ostblockathletin« die Runde, die »eigentlich gar keine Frau« sei. Die überwiegend männlichen Journalisten der westlichen Staaten bedienten das Feindbild Sozialismus, indem sie den Ostblockstaaten vorwarfen, die Weiblichkeit ihrer Athletinnen dem sportlichen Erfolg zu opfern und so deren Menschenwürde anzugreifen.⁴⁹ Die beiden erfolgreichen sowjetischen Athletinnen Tamara und Irina Press wurden wegen ihres angeblich männlichen Aussehens zum Ziel diffamierender Bemerkungen westlicher Journalisten. Ihr Aussehen wurde als jungenhaft und zu männlich beschrieben. Die beiden Schwestern firmierten gar als »Press Brüder«.⁵⁰ Besonders drastisch waren Äußerungen des amerikanischen Trainers Dick Bank, der die Untereentwicklung der Leichtathletik der Frauen in den USA 1970 auf die angeblich abschreckende Wirkung von Tamara Press zurückführte:

»One thing that held back women's track [...] was the image given the sport by such athletes as Tamara Press of the Soviet Union. In some ways [...] she obviously had more male characteristics than female. Parents in this country would see pictures of her and decide that if that was the kind of people they had in women's track they would get their daughters to go swimming or something else.«⁵¹

Wie auch die Fußballerin Trabandt-Harbach wurde der Eindruck der »Vermännlichung« als so abschreckend eingeschätzt, dass sich Nachwuchs-sportlerinnen oder deren Eltern angeblich gegen die betreffenden Sportarten entscheiden würden.

Eva Maria Gajek wies nach, wie die deutsche Presse die sportliche Leistung und das Auftreten der sowjetischen Athletinnen mit deren Alltags-Rollen begründete. Die Russinnen hätten kräftige kurze Arme und

49 See-Ann Wiederkehr, *Frauentransport und Männerwelt im Kalten Krieg*. Hg. v. Themenportal Europäische Geschichte. Online verfügbar unter http://www.europa-dio-online.de/Portal/_Europa/_documents/52009/_E_Wiederkehr_Frauentransport_neu.pdf zuletzt am 18.09.2013, S. 3.

50 Ebd.

51 *Los Angeles Times*, 2.7.1970, S. E2, zitiert nach: Wiederkehr, *Frauentransport*, S. 4.

robuste Beine, die »ohne Weiteres als Kohlentragertinnen arbeiten könnten, was viele Frauen bei ihnen zu Hause ja auch wirklich tun.«⁵² Als Gegenentwurf zu den »vermännlichten« sowjetischen Athletinnen kann die bundesdeutsche Leichtathletin Heidi Schüller gesehen werden, die bei den Olympischen Spielen 1972 in München als erste Frau den olympischen Eid sprach. Ihr Äußeres wurde in der bundesdeutschen Presse einhellig für gut befunden und gelobt: In ihren Fall wurden ihre Muskeln als Teil eines Modellkörpers gewertet. Dass sie offenbar viel Wert auf eine feminine Erscheinung legte, wurde nicht nur positiv vermerkt, sondern auch offensiv als Sieg über die »Muskel-Götzen, [...] über den Sport-Fetischismus, über breite Mädchen-Kreuze und Rekord-Anbeter« gedeutet.⁵³

Wie Gertrud Pfister für die Zeit ab Ende der sechziger und speziell in den siebziger Jahren nachwies, wurden Athletinnen häufig in ihren nicht-sportlichen Rollen dargestellt: Als Mutter, Ehefrau oder Tochter.⁵⁴ Auch bei den olympischen Athletinnen und im Frauenfußball gab es Bezüge auf deren nicht-sportliche Rollen. Im Falle des Frauenfußballs wurden sie gezielt genutzt, um ein unweibliches Image zu erzeugen. So schrieb der *Spiegel* 1982 zur Aufstellung der deutschen Abwehr:

»Libero soll die arbeitslose Kfz-Mechanikerin Petra Sander sein. Eine andere Arbeitslose, die gelernte Schlosserin Brigitte Klinz, könnte Verteidigerin spielen.«⁵⁵

Obwohl auch zahlreiche andere Spielerinnen in diesem Artikel genannt wurden, blieben deren Berufe unerwähnt, sodass zu vermuten ist, dass mit der Erwähnung der ihrer als unweiblich geltenden Berufe das Bild der vermännlichten Fußballerin genährt werden sollte. Betrachtet man die Berichterstattung des *Spiegels* über Frauenfußball in den siebziger und achtziger Jahren, entsteht ein insgesamt eher fragwürdiges Bild des Frauenfußballs. Das Magazin zitierte meist seine Kritiker, die es aus physiologischen

und psychologischen Gründen als ungeeignet für Frauen erklärten.⁵⁶ Der Einsatz von nicht unmittelbar auf den Sport bezogenen Informationen wurde nicht nur genutzt, um die Geschlechterrollen zurückzurufen, sondern um das Klischee der »unweiblichen Athletin« zu verbreiten.

Während der Anteil der »human interest stories«, also die Darstellung der Sportlerinnen in ihren Rollen abseits des Wettkampfs, mit Beginn der siebziger Jahre anstieg, ließ sich mit Beginn der achtziger Jahre eine weitere Strategie feststellen, wie Sportlerinnen in den Medien dargestellt wurden. Stärker als bisher wurden nun Sportlerinnen präsentiert, die sich stereotyp weiblich, mitunter sogar dezidiert erotisch inszenierten, wobei die ästhetischen Sportarten medial favorisiert wurden. Der sportliche Erfolg der Athletinnen erschien dabei als zweitrangig. Das wohl bekannteste und erfolgreichste Beispiel für diese Sexualisierungsstrategie war die ehemalige russische Tennisspielerin Anna Kournikova, die nie einen WTA-Einzeltitel gewann, doch jahrelang zu den bekanntesten Tennisspielerinnen der Welt gehörte und zahlreiche Werbe- und Sponsorenverträge abschloss. Das Phänomen, dass sexueller Ausstrahlung höhere Bedeutung zukam als sportlicher Exzellenz, beschrieb Pfister daher als »Kournikova-Syndrom«.⁵⁷ Doch kann die Sexualisierungsstrategie den Blick so weit auf die Äußerlichkeiten verengen, dass Athletinnen nicht mehr als solche wahrgenommen werden.⁵⁸

Einen besonders schweren Stand haben Sportlerinnen, die sich nicht erotisieren lassen wollten. Ein wohl bekanntes Beispiel hierfür ist Deutschlands erfolgreichste Fußballerin, Birgit Prinz. Die mehrfache Welt- und Europameisterin verweigerte sich den Mechanismen der Medienbranche. So bilanzierte *Spiegel Online*, sie habe »keine ganz große Strahlkraft gehabt«, obwohl sie ein »Synonym für Frauenfußball« war.⁵⁹ Als Gegenmodell zu Prinz wurde während der Frauen-Fußballweltmeisterschaft 2011 eine neue Generation junger Spielerinnen ausgemacht, die bewusst die

52 Christ und Welt, Das olympische Duell von Rom, 01.09.1960, in: GuLDA, Presseauschnittssammlung Olympischen Spiele Rom 1960, zitiert nach: Eva Maria Gajek, *Imagepolitik im olympischen Wettbewerb. Die Spiele von Rom 1960 und München 1972*, Göttingen 2013, S. 313.

53 Ward Heidi Schüller ein Fall; in: *Frankefanten Allgemeine Zeitung* vom 18.08.1972.

54 Gertrud Pfister, Die Darstellung von Frauen im Mediensport – Kontinuitäten und Veränderungen, in: Daniela Schaaf/Jörg-Uwe Niehland (Hg.), *Die Sexualisierung des Sports in den Medien*, Köln 2011, S. 57–80, S. 64.

55 Madame Hammer, in: *Der Spiegel* vom 08.11.1982.

56 Vgl. Madame Hammer, in: *Der Spiegel* vom 08.11.1982; Hand am Busen, in: *Der Spiegel* vom 26. Oktober 1970; Hand auf die Brust, in: *Der Spiegel* vom 19. August 1974; Texten ist männlich, in: *Der Spiegel* vom 1. April 1985.

57 Pfister, *Darstellung* S. 70f.

58 Daniela Schaaf, Der Körper als Kapital – Sportlerinnen im Spannungsfeld zwischen Selbstvermarktung und Selbsternächtigung, in: Schaaf/Niehland, *Sexualisierung* S. 114–136, S. 127ff.

59 Peter Ahrens, Karriereende von Birgit Prinz: Sie wollte immer nur spielen, in: *Spiegel Online* vom 12.08.2011, online: ><http://www.spiegel.de/sport/fussball/karriereende-von-birgit-prinz-sie-wollte-immer-nur-spielen-a-779917.html> < (15.09.2013).

Strategien des *Genders* einsetzen, um jede mediale »Verdammung« abzuwenden. Der DFB pries diese jungen Spielerinnen gezielt als Interview- und Werbepartnerinnen an, die »über ein ausgeprägtes weibliches Auftreten verfügen und eindeutige heterosexuelle Signale ausstrahlen.«⁶⁰

Sportlerinnen in den Medien – schön und erfolgreich?

Die Gründe für die sexualisierte Vermarktung sehen Jörg-Uwe Nieland und Daniela Schaaf im Umfeld der Sportlerinnen, das männlich dominiert sei, was nicht nur auf Berater, Manager zuträfe, sondern auch auf Medienproduzenten, Rezipienten und Zuschauer zuträfe.⁶¹ Der vorliegende Beitrag zeigt darüber hinaus, dass die Inszenierung von Weiblichkeit durchaus von den Sportlerinnen selbst ausgehen konnte. Sie übernahmen in der Interaktion mit den Medien die Strategien, die sie auch im Alltag nutzten, um die Ausübung ihrer Sportart zu legitimieren und die Vereinbarkeit von weiblicher Identität und männlich-konnotierter Sportart zu unterstreichen. Dabei betonten sie nicht nur ihre äußeren Geschlechtsmerkmale, sondern nutzten zudem semiotische *gender-marker*, um die weibliche Identität ihrer Sportart hervorzuheben und sich vom Männerfußball abzugrenzen.

Der Vergleich zu anderen Sportarten zeigt, dass es nicht unbedingt von der Sportart abhängt, ob Athletinnen als vermännlicht angesehen werden. Bereits ein nicht-stereotyp-weibliches Erscheinungsbild reicht aus, um von der Presse diffamiert zu werden. Doch birgt die Gegenstrategie dazu, die bewusste Inszenierung von Weiblichkeit, die Gefahr, nicht mehr als Athletin gesehen zu werden. So bleibt es für Sportlerinnen ein medialer Drahtseilakt, wollen sie zugleich als Athletinnen und als Frauen wahrgenommen werden.

III. Sportgeschichte als Zeitgeschichte

⁶⁰ Schaaf/Nieland, *Zählung*.

⁶¹ Ebd., S. 63.